

«Wir müssen vor Hoffnung verrückt sein»

Zunächst möchte ich mich, liebe Zuhörende, für die wunderbare Musik von Alona Zhurba und Olena Voronova bedanken. Und eigentlich gälte es zu verstummen. Denn alle Problemchen und Probleme in unserem Land sind nichtig gemessen an dem, was Menschen aus der Ukraine durchgemacht haben, durchmachen und durchmachen werden.

Es bestand wenig Anlass zur Hoffnung, als ich die Einladung annahm, hier über die Hoffnung zu reden. Rund ein Jahr ist seither vergangen – und vielleicht bestand, seit ich mich erinnern kann, nie weniger Anlass zu Hoffnung als heute. Nie sahen die Menschen in der Schweiz so schwarz für die Welt wie jetzt. Eine Studie der ETH ergab dies vor drei Wochen. Ukraine-Krieg, Gaza-Krieg, Klimakrise, Inflation, Flüchtlingselend, Hunger – vier von fünf Schweizerinnen und Schweizern sind pessimistisch wie nie seit Erhebungsbeginn.

Genau deshalb ist heute ein guter Moment, um über Hoffnung zu reden.

Aber ich werde hier nicht den ersten Brief von Paulus an die Korinther zitieren. Das war zwar mal eine Kabarettnummer von mir ...

Liebi Gmeind ... «Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe.» Mir wei üs hütt em erschte Brief vom Poulus a d Korinther zuewände-n, em Aposchtel Poulus, wo gseit het: «Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, am grössten jedoch unter ihnen ist die Liebe.»

Gäu, so tönts doch albe? Weiss scho, dass a mir e Pfarrer isch verlorengange. U jetz hets dr Tüüfu wöue, dass i letscht Jahr a vierne Beärdigunge, drüne Hochzyt, a'me Familiegottesdiensch, zwone Konfirmatione u a're Toufi bi gsii.

Elfmal z Chiuchen – i eim Jahr hüüfiger weder zämezeit i de 27 Jahr vorhär.

U a dene elf Predige, 'sch im Fau wahr, isch gnau zu zwone Bibusteu prediget worde. Es sy grad schüsst die zwo gsy, wo mir äüä o no wäre z Sinn cho, we d mi gfragt hättsch, öb i e Bibusteu kenni. Äbe der Korinther mit Glaube, Liebe, Hoffnung, dä chunnt a jedem Hochzyt, u a drei vo vierne Beärdigunge letschtjahr isch er dü o no grad cho. Ds angere isch «das Salz der Erde», Bärgpredig, Matthäus 5, 13. *«Ihr seid das Salz der Erde. Wenn aber das Salz seinen Geschmack verliert, womit soll man dann salzen? Es taugt zu nichts mehr; es wird weggeworfen, und die Leute zertreten es.»*\$

Ha ja o mal, würklech wahr!, wöue Pfarrer wärde. Hüt machi öppis Ähnlechs: I rede vor Lüt. Ha eifach meh Publikum.

Iih! Z Züri het e Zytig e Reportage gmacht, übere Zuschouerschwund ir Landeschile. Eimn' Ort hets am Sunntimorge no genau ei alti Frou im Gottesdiensch gha. Eini. Ir erschte Reihe.

Dr Pfarrer syg dë vor Kanzle achegstiege u heig se gfragt, öb sii wöu gah nes Gaffee näh. Sii ds Hörgrätli schüsstiert ...

«Näai! 'Ch han Chilestüüre zahlt.»

Die het ufem volle Programm bestange.

Är wieder ueche uf d Kanzle:

«Liebi Gmäin, aso, liebi Frau Hungerbüehler ... Frau Hunger-büeh-ler! Nöd iischlafe, Frau Hungerbüehler! Ghöred Sii mich? Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, am grössten jedoch unter ihnen ist ... Was säged Sii? Das heb ich scho letscht Wuche verzelt?»

– «Ja! Und chömed'S mer etz nöd mitem «Salz der Erde!»

Die Pfarrerinnen und Pfarrer, befand ich, sollten sich schon ein bisschen Mühe geben angesichts des umkämpften Marktes und der verschärften Konkurrenz. Hab dann aufgezählt, welche Ersatzreligionen sich heute anbieten, von Star Wars bis Young Boys, von Grüntee bis zum Schwarzen Afghanen, von Klangschale bis Yoga, von Quinoa bis craniosacral ...

Aber ich werde hier nicht Kirchensatire betreiben, keine Bange. Und ich lasse den Korintherbrief beiseite.

Weil, wenn Sie mich fragen, nicht Glaube, Liebe, Hoffnung gefragt sind.

Kirchen nähren die Hoffnung, klar, das ist ihr Geschäftsmodell. Die Hoffnung auf ein besseres, auf ewiges Leben gar, die Hoffnung auf Heilung, Erlösung, den Himmel, das Paradies. Und gewiss geben sie damit vielen Menschen Halt. Eine Richtung. Zuversicht in dunklen, schweren Zeiten.

Es sei diesen Menschen unbenommen. Man darf glauben, es kann hilfreich sein.

Wenn ich hier aber persönlich reden soll und darf, erscheint mir solcherlei geglaubte Hoffnung immer auch ein sich auf andere, höhere Mächte Verlassen, ein Delegieren, frei nach

Psalm 39:

Und nun, was habe ich zu hoffen, Herr? Meine Hoffnung ist allein bei dir.

Womit wir Verantwortung abgeben können. Wie der neue Präsident der Schweizerischen Volkspartei, Marcel Dettling, der noch vor Amtsantritt zum Besten gab, der Herrgott werde sich schon etwas gedacht haben mit der Erderwärmung. Und gerade er, Dettling, als Bergbauer sei froh um mildere Winter und wärmere Temperaturen. – Ein Geschenk des Himmels, sozusagen, dieser Klimawandel.

«Der Herrgott schaut dann schon.» Dieser Art von Glaube, Liebe, Hoffnung möchte ich mich nicht hingeben. Für mich zählen eher: Wissen und wollen. Dann die Liebe. Das führt zu Hoffnung.

Wissen, wie es um unseren Planeten bestellt ist.

Und etwas ändern wollen.

Selbst gestalten, Verantwortung übernehmen.

Wissen, was zu tun ist, und deshalb anpacken.

Natürlich, wir empfinden vor allem Ohnmacht. Und das Gefühl, ja doch nichts ändern zu können, wenn irre Potentaten in aller Welt – alte Männer allesamt – die Natur zerstören, junge Männer in irrwitzige Feldzüge schicken. Diese jungen Männer nötigen zu morden, abzuschlachten und zu vergewaltigen.

Wir empfinden Ohnmacht. Wir merken, dass der Pazifismus, den wir ein Leben lang gehegt haben, ein Schönwetterpazifismus war, weil wir einer verwöhnten Generation in einem verwöhnten, verschonten Land angehören.

Wir sind ratlos, hilflos.

Sich der Ohnmacht hinzugeben, wäre aber fatal.

«Wir haben ja doch keine Chance» – diese Haltung bestärkt uns nicht.

Ein kleines Beispiel – und natürlich sind solche Geschichten, wie erwähnt, nichtig gemessen am Elend von Kriegsopfern und -flüchtenden, aber hier doch ein kleines Beispiel aus meinem eigenen Erleben:

Als wir 1984 hier in Bern Radio «Förderband» gründeten, ein Kulturradio, hatten wir keine Chance gegen die kommerzielle Konkurrenz. Wir taten es trotzdem; überall in der Redaktion hingen Plakate mit dem Spruch: «Wir müssen vor Hoffnung verrückt sein», einem Zitat von Wolf Biermann.

Und seit da habe ich vierzig Jahre lang gedacht, es habe sich um eine Aufforderung des deutschen Liedermachers gehandelt: *Wir müssen!* Ja, lasst uns verrückt sein, lasst uns hoffen und anpacken!

Vor wenigen Tagen erst habe ich das entsprechende Lied gegoogelt, das Biermann seiner kleinen Tochter Marie gesungen hatte:

*Wir müssen vor Hoffnung verrückt sein
Marie, du dunkle Sonne
Dass wir dich warfen in diese Welt*

Übersetzt hiesse das: «Üs spinnts wahrschinlech, mir sy äüä nid ganz bbache, es Ching i die Wäut iche z gebäre.» Es war eine Mutmassung, keine Aufforderung.

Zum Glück wusste ich das damals nicht. Und habe den Spruch als Bestärkung verstanden: Wir «müssen» nicht im Sinne eines Konjunktivs, sondern im Sinne von: müssen. Wir *müssen* hoffen – uns bleibt keine andere Wahl.

«Wir müssen vor Hoffnung verrückt sein.»

Es trieb uns damals an, irgendwie brachten wir dieses Radio allen Widrigkeiten zum Trotz zum Laufen, hielten es viele Jahre am Leben. Weil wir nicht nur hofften, sondern aus der Hoffnung Tatkraft schöpften und etwas unternahmen.

Dieses kleine Radio mit seinen gesellschaftlichen Einmischungen, seinen Debatten, seinen Sendungen für Migrant:innen in spanischer, italienischer, portugiesischer, türkischer Sprache – es hat die Welt nicht verändert.

Aber vielleicht hat es einen kleinen Beitrag geleistet. Zur Verständigung, zum Gespräch.

Zugegeben, ich finde es das Allerschwierigste, zuversichtlich zu bleiben in der heutigen Welt.

Und doch versuche ich es immer wieder. Während der Pandemie war ich sogar überzeugt, die Welt würde sich zum Guten ändern. Ich war voller Zuversicht, die Denkpause, die verordnete Ruhe hätte uns alle zum Umdenken bewogen. Wir würden die Nachtzüge wieder einführen und aufs Fliegen verzichten, unsere Bauern würden aufhören, die Böden zu vergiften, wir würden uns der Reizflut entziehen, weniger im Aussen sein, uns Ruhe gönnen und Zeit für echte Begegnungen nehmen.

Ich war der naiven Ansicht, die Welt würde sich im Kleinen und im Grossen rasch ändern. Dass wir liebevoller miteinander umgehen, mehr Sorge zu uns selbst tragen, bewusster konsumieren, gesünder leben würden.

Und aus dieser Haltung der Menschen heraus würden Umweltzerstörung und Kriege ein Ende haben. – Glaube, *Liebe*, Hoffnung ...

Die Zeit der alten toxischen Zerstörer, der Orbans, Erdogans, Xi-Jinpings, Bolsonaros, Trumps und Putins würde enden. Eine Zeitenwende würde eintreten. Es war mehr als Hoffnung, es war schiere Zuversicht.

Dann kam Putins Ukraine-Krieg.

Und nun der schreckliche Krieg im Nahen Osten, der nicht nur, aber auch ein Glaubens-, ein Religionskrieg ist.

Verliere ich deshalb meine Zuversicht? Nein. Ich muss ja weiter hoffen. Und davon überzeugt sein, dass der Wandel im Kleinen, im Alltag beginnt und also in meiner Macht liegt.

Hoffen heisst *tun*.

Hoffen heisst *achtsam sein*. Mir und anderen gegenüber.

Was soll mich leiten, wenn nicht Menschenfreundlichkeit? Beginnen wir in der kleinen Welt, gehen wir hier auf den unverhofften Schwatz an der Migros-Kasse ein, helfen wir da einem jungen Vater, den Kinderwagen in den Bus zu bugsieren.

Fragen Sie heute noch ihren betagten Nachbarn, wie es ihm geht! Danken Sie heute noch einer Tram-Pilotin, dass sie zu Unzeiten diesen Job ausübt!

Hoffen heisst, unsere Ressourcen schonen. Keine billige Fast-fashion zu kaufen, dafür einmal im Jahr eine fair und nachhaltig produzierte Hose. All dies können wir in unserer kleinen Welt ausrichten.

Und dann ist da noch die grosse – Krieg, Hass, Gewalt und Zerstörung auf allen Kanälen. Hoffen heisst, sich dieser Realität nicht zu verschliessen. Nicht aufzuhören, uns zu informieren. Nicht aufzuhören, im Bild zu sein.

Was mir nämlich am meisten Sorge bereitet, ist, dass sich schon bald die Hälfte der Schweizer:innen von Nachrichten und seriöser Information verabschiedet hat. *News-Deprivation* heisst der Fachbegriff. Solches sich dem Wissen, dem Informiertsein verweigern führt zu einer Entöffnung der Gesellschaft. Diese Leute verabschieden sich gleichsam aus der Zivilgesellschaft, foutieren sich. Jeder und jede schaut nur noch für sich, konsumiert achtlos und arglos vor sich hin.

Oder glaubt, noch schlimmer, all den perfiden Unsinn, der auf Verschwörungsplattformen und sozialen Netzwerken verbreitet wird.

Nein.

Hoffen heisst wissen.

Hoffen heisst wollen.

Hoffen heisst handeln.

Und alles tun, was ich tun kann. Wie erwähnt etwa mein Reise- und Einkaufsverhalten ändern, die Ernährung umstellen.

In meiner Arbeit heisst das: mich der Welt nicht zu verschliessen.

Ich kann im Jahr 2024 nicht Kabarett machen und zum Völkermord in chinesischen Konzentrationslagern schweigen. Zum Unrechtsstaat Katar, der sich mit unlauteren Mitteln eine Fussball-WM samt Weltaufmerksamkeit erkaufte hat. Und zu unserem Kleinstaat, der sich seiner Neutralität rühmt und an beide Seiten Scharfschützengewehre und Granatenwerfer geliefert hat, an Russland und die Ukraine, ganz «neutral».

Zwar heisst es allenthalben, Satire dürfe nicht moralisieren. Aber weshalb, wenn nicht um der Moral willen, sollte ich mich auf eine Bühne stellen?

Hoffen heisst: Werte haben.

Ohne einen Wertekompass können wir gar nicht denken. Wenn wir nicht verurteilen, was Menschen anderen Menschen antun, wenn wir den Sadismus nicht als etwas moralisch Verwerfliches abgespeichert haben ... Meine künstlerische Tätigkeit könnte ich mir ohne ethisches Bewusstsein nicht vorstellen. Meinen Alltag schon gar nicht.

Und nun habe ich doch wie ein Pfarrer geklungen. Wer hätte das gedacht? Das «Wort zum Sonntag» an einem Dienstagmittag.

Lasst uns die Hände nicht in den Schoss legen: Taten statt Worte.

Das Zitat stammt meines Wissens nicht aus der Bibel, nicht von der Marketing-Abteilung der Coop-Supermärkte und auch nicht von John F. Kennedy, dem es oft zugeschrieben wird. Sondern von Emmeline Pankhurst, einer englischen Feministin, die 1914 mit einem Stein das Fenster des Premierministers an der Downing Street 10 einschmiss und damit einen FrauenAufstand auslöste. Der unter anderem dazu führte, dass britische Frauen das Wahlrecht 53 Jahre vor den Schweizerinnen erhielten.

Nun möchte ich Sie nicht zum Fenster-Einschmeissen aufrufen. Obschon:
Dr Erlacherhof wär ja grad da äne. U ds Bundeshuus o nid wit ...

Ich möchte Sie nur auffordern, zuversichtlich zu sein. Mit kleinen Gesten zu beginnen und Ihre Zuversicht mit Taten im Alltag zu belegen.

Ich möchte Sie auffordern, Mensch zu sein.

Selbst halte ich mich an einen deutschen Blogger und Aktivist, Jonathan, der in einem Videocall vor einigen Monaten zu mir sagte: «Doch, ich bin zuversichtlich. Denn, weisst du, Bänz, wenn es die Welt in zweihundert Jahren noch gibt, dann haben sich die Guten durchgesetzt.»

Hoffen heisst für mich: anpacken. Hier und heute.

Denn was stirbt zuletzt? Die Resignation, die Zermürbung ...?

Nein: Sie stirbt zuletzt – die Hoffnung.

Wir müssen vor Hoffnung verrückt sein.

Ich danke Ihnen.